ROHNSTOCK BIOGRAFIEN

1991–2021

Ich freu' mich auf Montag!

Die Geschichte der Caritas-Werkstatt Oranienburg

caritas

Caritas-Werkstatt
St. Johannesberg

Werkstattladen

ROHNSTOCK BIOGRAFIEN

Die Geschichte der Caritas-Werkstatt St. Johannesberg wurde aufgeschrieben von Frank Nussbücker, Autobiografiker.

1. Auflage

© Rohnstock Biografien, Berlin 2021
Breite Straße 2a, 13187 Berlin
Telefon 030 40 50 43 30
www.rohnstock-biografien.de

© Caritas-Werkstatt St. Johannesberg, Oranienburg 2021
Berliner Straße 93, 16515 Oranienburg
Telefon 03301 52 39-0
www.caritas-werkstatt.de

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Herausgeber.

Idee und Konzept: Christoph Lau
Lektorat: Franziska Hoch und Harald Zimmermann
Gestaltung: Dirk Banowski

Druck: DRUCKZONE GmbH & Co. KG, Cottbus

Titelbild unter Verwendung eines Fotos der Caritas-Werkstatt im Gründungsjahr 1991.

Für den Inhalt zeichnen die einzelnen Erzählerinnen und Erzähler verantwortlich. Sämtliche Fotorechte liegen bei der Caritas-Werkstatt St. Johannesberg, Oranienburg bzw. bei Angela Kröll, freie Fotografin.

ROHNSTOCK BIOGRAFIEN

1991–2021

Ich freu' mich auf Montag!

Die Geschichte der Caritas-Werkstatt Oranienburg

caritas

cfj caritas Caritas-Werkstatt St. Johannesberg

10 Grußwort der Geschäftsführung *Rolf Göpel & Roman Zezulka*

12 Die Caritas-Werkstatt – Versuch einer Liebeserklärung *Christoph Lau*

19 Zwischenruf *Nicole Mettig*

Kapitel Eins
Die Gründerjahre

25 Probieren wir es aus! *Mike Dessombes*

30 Von der Selbstversorgung zum gewerblichen Dienstleister *Thomas Kober*

42 Macht mal! – Geburt der Werkstatt in der Leninallee 60 A
Andreas Paczoch, Tobias Ottlewski, Elke Stürtz, Carsten Beyer, Dietlind Beyer

52 Ein »Familienbetrieb« und sein Hausmeister *Tobias Ottlewski, Carsten Beyer*

57 Zusammen zu feiern, gehörte dazu
Dietlind Beyer, Andreas Paczoch, Carsten Beyer, Tobias Ottlewski

65 Schwimmen lernen in fremden Gewässern
Tobias Ottlewski, Andreas Paczoch, Carsten Beyer, Dietlind Beyer

69 Wachsen mit starken Partnern
Tobias Ottlewski, Andreas Paczoch

75 Alter Computer und frische Hefekuchen *Sabine Hagen, Andreas Paczoch*

80 Der Anfang schweißte uns zusammen *Carsten Beyer, Elke Stürtz*

83 Zwischenruf *Andrea Zemlin*

Kapitel Zwei
Drei Generationen in einem Betrieb

86 Steiniger Beginn *Jürgen Teichmann*

92 Vom Zivildienstleistenden zum Produktionsleiter *Marcel Teichmann*

100 Die Leute schenken mir ihr Lächeln *Ole Teichmann*

105 Zwischenruf *Mathias Wagner*

Kapitel Drei
Der lange Weg in die Werkstatt

108 Ein alter Arbeitsvertrag und die Glocken von St. Nicolai *Thomas Drescher*

117 Qualitätsprodukte für den Ersten Markt *Thomas Drescher*

123 Zwischenruf *Hugo Henrichs*

Kapitel Vier
Industrielle Revolution

126 Nähe musst du erst mal zulassen *André Kerkow*

135 Ich kann jeden Handgriff erklären *Sabine Söhring*

139 Die Arbeit ist Mittel zum Zweck *Bettina Dahlke*

142 Das sind keine Behinderten, das sind Kolleginnen und Kollegen *Enrico Branoner*

148 Zwischenruf *Peter Flöter*

151 Zwischenruf *Dirk Storm*

152 Einwurf: Immer wieder ein neuer Blick *Rainer Schulz*

163 Zwischenruf *Sigrid Schwarz*

Kapitel Fünf
Teilhabe ist kein Selbstläufer

166 Von der Struktur zum Strukturwandel *Andreas Paczoch*

168 Die Frau der Feste *Angela Geißler*

176 Zwischenruf *Maik Poerschke*

179 Zwischenruf *Sylvia Wulff*

180 Die fliegende Sozialarbeiterin *Veronika Priwitzer*

189 Zwischenruf *Melanie Fritz*

caritas
caritas
Caritas-Werkstatt
St. Johannesberg

Kapitel Zwei

Drei Generationen in einem Betrieb

links Jürgen, Marcel und Ole Teichmann

oben Der Arbeitsbereich Wertstofftrennung auf dem Regionallager der Fa. Quelle-Versand (1994)

Steiniger Beginn

Jürgen Teichmann

Ich muss vorwegschicken, dass meine Erinnerungen an die zweijährige Zeit in der Werkstatt ein wenig zwiespältig sind. Werkstattleiter Wolfgang Hoppe drängte mich 1993 geradezu, hier anzufangen. Kurz zuvor hatte ich eine gute Arbeitsstelle gefunden. Ich fühlte mich sehr wohl bei Raab Karcher, und die Arbeit im Baustoffhandel lag mir, doch Herr Hoppe ließ nicht locker. Vier, fünf Mal kam er zu mir nach Hause und bat mich händeringend, ich solle in die Werkstatt wechseln und dort die Funktion des Technischen Leiters übernehmen.

»Ich habe doch gar nicht die nötige Ausbildung«, entgegnete ich. »Mir fehlt der gesamte Hintergrund!«

»Doch, Sie sind genau der richtige Mann«, beharrte er. »Sie müssen einfach zu uns kommen! Sie als alter Oranienburger sind bei uns genau richtig. Wir brauchen dringend Arbeitsaufträge für die Werkstatt, und Sie kennen alle hiesigen Firmen.«

Ich ließ mich schließlich breitschlagen, zum 1. August 1993 in der Werkstatt für Behinderte anzufangen. Zum 31. Juli kündigte ich bei Raab Karcher, damit ich meine neue Arbeit pünktlich aufnehmen konnte. Als ich vor Ort meinen Arbeitsvertrag unterschreiben wollte, war Wolfgang Hoppe allerdings nicht zugegen.

»Das geht so aber nicht!«, erklärten mir die anwesenden Herren von der Caritas-Leitung aus Berlin. »Sie können erst vierzehn Tage später anfangen, weil Herr Hoppe noch im Urlaub ist.«

Dass mit dem Leiter alles abgesprochen sei, ließen sie nicht gelten. So also startete meine Tätigkeit bei der Caritas-Werkstatt mit vierzehn Tagen Arbeitslosigkeit. Dieser Beginn verhieß nichts Gutes, was mein Verhältnis zur übergeordneten Leitung betraf. Außer Wolfgang Hoppe schienen alle anderen von Beginn an der Meinung zu sein, ich sei so gar nicht geeignet für diese Tätigkeit.

Das sollte so bleiben, obwohl ich, wie ich denke, gute Arbeit leistete. Als Technischer Leiter war ich verantwortlich für den gesamten Beschäftigungsbereich. Nachdem ich mir meine Stellenbeschreibung durchgelesen hatte, fragte ich mich: Was bleibt da eigentlich noch übrig? Laut jenem Papier war ich quasi für sämtliche Belange der Werkstatt verantwortlich. Vor Ort unterstanden mir alle, bis auf Werkstattleiter Hoppe.

In meiner Zeit bauten wir unter anderem ein gut funktionierendes System des Gesundheits-, Arbeits- und Brandschutzes sowie der medizinischen Betreuung unserer Beschäftigten auf. Ich kümmerte mich um die bestehenden Aufträge und bemühte mich darum, neue an Land zu ziehen. Nebenher organisierte ich auch die Finanzierung unseres Firmentransporters. Die dazu nötigen Verhandlungen mit vielen Dutzend Sponsoring-Firmen führte größtenteils ich. Das Ganze bedurfte einer Menge Überzeugungsarbeit. Am Ende wurde das Auto quasi durch die vielen Werbeaufkleber der beteiligten Firmen, die auf ihm angebracht waren, finanziert.

Zudem kauften wir für die Werkstatt einen gebrauchten Opel Omega. Der war eigentlich für meinen Arbeitsbereich gedacht, aber ich musste es stets beantragen, wenn ich mit ihm irgendwohin fahren wollte. Um diesem zusätzlichen Verwaltungsaufwand aus dem Weg zu gehen, nahm ich lieber meinen Privatwagen – sowohl für Dienstfahrten nach

Berlin oder anderswohin als auch für Personen- und Materialtransporte. Als ich nach meiner Kündigung einige der für die Werkstatt zurückgelegten Strecken in meiner Steuererklärung geltend machen wollte, genehmigte man mir nicht einen Kilometer. Viele meiner Dienstgespräche führte ich nach Feierabend von meinem privaten Telefon aus, lange Zeit schrieb ich im Büro auf meiner privaten Schreibmaschine. In unserem Germendorfer Standort, wo sich auch mein Büro befand, bezahlte ich die Verlegung der Fliesen im Speiseraum aus eigener Tasche und spendete der Werkstatt 1994 weitere 500 D-Mark. All das war am Ende vergessen.

Unser Germendorfer Standort lag ziemlich abgelegen. Während meiner Zeit wurde dort bestimmt fünfmal eingebrochen. Mir oblag die Abwicklung der daraus entstandenen Formalitäten, und natürlich kümmerte ich mich auch um die Beseitigung der Schäden.

Einmal richteten die Einbrecher jede Menge Unordnung an, außerdem nahmen sie den Computer mit, sodass unsere gesamten Daten weg waren. Wir setzten uns zusammen und beratschlagten: Was können wir tun, damit das aufhört? Da Frau Stürtz eine Heimstatt für obdachlose Tiere betreute, überlegten wir, in der Nacht einen ihrer Hunde in der Werkstatt unterzubringen. Er war scharf abgerichtet und würde einen guten Wachhund abgeben, dachten wir. Zuvor machten wir uns schlau, welche Bedingungen galten, doch die Polizei sagte: »Das dürfen Sie auf gar keinen Fall, das widerspricht den gesetzlichen Vorschriften!«

In der Folgezeit fuhr die Polizei immer mal Streife dort hinten, aber das nützte auch nicht viel, die Einbrüche gingen weiter. Schließlich ließ ich von Hartmund Fardun, der in der Paul-Gerhardt-Straße eine Schlosserei betrieb, Gitter vor den Fenstern anbringen. Als ich schon nicht mehr in der Werkstatt arbeitete, gab es mindestens noch einen weiteren Einbruch. Da fuhren sie mit einem Lastkraftwagen direkt ins Haus rein. Katastrophal, was dabei zerstört und geklaut wurde!

Draußen in Germendorf arbeiteten wir unter anderem für Orafol. Den anfänglich bestehenden Auftrag zur Kaschierung von Folienstreifen konnten wir erweitern und zudem erlösreicher gestalten. Orafol hatte sehr viel Pappe und andere Abfälle auf dem Firmengelände herumzustehen. Diese zu entsorgen, ergab einen weiteren Auftrag, und der hatte einen beträchtlichen Umfang. Acht Leute waren damit beschäftigt, Altpapier

und Pappe zu verpacken und in Containern zum Abtransport bereitzustellen. Das Ganze war ein täglicher Arbeitseinsatz.

Auch die Farbfächerherstellung wurde immer umfangreicher. Unsere Zusammenarbeit mit der Firma weitete sich stetig aus. Die Rahmenbedingungen verhandelte ich mit den zuständigen Leuten von Orafol. Sie drückten natürlich den Preis, aber ich muss sagen, dass sie sich sehr kulant zeigten. Ihnen war natürlich bewusst, dass sie durch die Auftragsvergabe an die Caritas etwas Gutes tun. Wobei gesetzlich geregelt ist, dass Firmen ab einer bestimmten Größe auch Behinderte einstellen müssen. Ich für meinen Teil kann sagen: Wir kamen mit Orafol sehr gut aus, auch finanziell.

In meiner Zeit als Technischer Leiter der Werkstatt konnten wir alle bestehenden Aufträge halten und etliche von ihnen erweitern. Ich bin stolz darauf – längst nicht jedes Unternehmen konnte und kann das von sich behaupten. Dazu kamen Aufträge von neu gewonnenen Partnern wie zum Beispiel LEW aus Hennigsdorf oder das Versandhaus Quelle. Gegen letztere Zusammenarbeit gab es anfangs großen Widerstand seitens der Werkstattmitarbeiter und -mitarbeiterinnen. Nicht lange, da gehörten die zehn daraus resultierenden Arbeitsplätze zu den begehrtesten unter den Beschäftigten.

rechts Der Arbeitsbereich Wertstofftrennung auf dem Regionallager der Fa. Quelle-Versand, später übernommen von DHL

Außerdem planten wir bereits die neue Hauptwerkstatt auf dem Gelände des St. Johannesbergs, die 1998 ihre feierliche Eröffnung erleben sollte. Das Gebäude war für 120 Beschäftigte konzipiert. Auch eine baldige Erweiterung für weitere 120 Leute war angedacht, unsere Standorte platzten längst aus allen Nähten. Ich fertigte die ersten Entwürfe für die Ausstattung der mir vorgegebenen Bereiche, erstellte die Unterlagen, holte Angebote für die Ausstattung der Räume ein und dergleichen mehr.

Insgesamt war es kein leichtes Arbeiten in der Werkstatt. Es machte mir trotzdem großen Spaß, und ich kam mit den Leuten vor Ort wirklich gut klar. Allerdings hätte ich mich über ein wenig Unterstützung seitens der Leitung gefreut. Leider war genau das Gegenteil der Fall. Das Ganze hatte wohl auch organisatorische Gründe. Wir waren, zumindest innerhalb der Caritas, eine der ersten Werkstätten für behinderte Menschen auf dem Gebiet der ehemaligen DDR. Womöglich sagten sich die Leiter aus Westberlin: »Denen aus dem Osten müssen wir tüchtig helfen und ihnen zeigen, wie es geht.«

In der Praxis sah das dann so aus: Brauchte ich für irgendeinen Auftrag einen Schraubenzieher, einen Spachtel oder eine Plastedose, musste ich jeden dieser Posten beantragen. Es dauerte dann entsprechend lange, ehe die Anschaffung genehmigt wurde – ein wirklich katastrophaler Zustand. Außerdem erlebte ich immer wieder Sticheleien seitens der Leitung. Oftmals wurde ich über wichtige Dinge nicht informiert und kassierte im Gegenzug Schelte für angebliche Versäumnisse meinerseits. Obendrein bedachte man mich mit zwei Abmahnungen. Diese fast durchgängige Missachtung setzte sich über zwei Jahre fort. Auch Werkstattleiter Wolfgang Hoppe hatte es schwer. Er kündigte schließlich – erinnere ich mich richtig – bereits nach meinem ersten Jahr. Immer wieder sagte er zu mir: »Mensch, hören Se uff hier! Kündigen Se ooch, das hat doch keenen Zweck!«

Als Herr Hoppe ging, war ich eine Weile der Oberste vor Ort. Zumindest so lange, bis Antje Sauer 1994 als neue Leiterin kam. Sie hatte gerade ihre Ausbildung abgeschlossen. Die Leitung der Werkstatt war ihr erster Job. Mir gegenüber nahm sie eben jene Position ein, die sie bei der Leitung vorfand.

Schließlich konnte ich nicht mehr und entschied: Es reicht, ich kündige. Meine Kündigungsfrist lief bis zum 30. September 1995, doch man sagte mir, ich solle schon früher aufhören. Dafür sicherten mir die Herren aus Berlin eine positive Beurteilung meiner

Tätigkeit zu. Auf ihren Wunsch hörte ich einen Monat früher auf, die Erfüllung ihres Versprechens blieben sie mir jedoch schuldig. Weil ich selbst gekündigt hatte, erhielt ich vorerst kein Arbeitslosengeld. Ich verfasste eine Einschätzung meiner Situation, gerichtet an die Caritas in Oranienburg und Berlin sowie ans Arbeitsamt. Danach erhielt ich anstandslos Arbeitslosengeld und fand schnell eine neue Tätigkeit. Soweit die offizielle Seite meines hiesigen Angestelltenverhältnisses.

Ich möchte die hier geschilderten Spannungen jedoch nicht zu sehr in den Vordergrund gestellt wissen. Vielmehr soll all das Positive erhalten bleiben. Das nämlich nimmt in meiner Gesamtrückschau auf die Zeit in der Werkstatt einen gewichtigen Platz ein. Es waren nur ein paar wenige Leute, mit denen ich diese Spannungen hatte. Ansonsten kam ich mit allen sehr gut aus, mit den hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern genauso wie mit den Beschäftigten. Zu ihnen allen hatte und habe ich bis heute eine sehr positive Einstellung. Ich bin sicher, dass auch ich den Angestellten in guter Erinnerung geblieben bin. Noch heute, 25 Jahre später, erkennen mich viele und grüßen.

Auch die Arbeit für die Werkstattbeschäftigten und mit ihnen lag mir sehr am Herzen. Sie entspricht meinem Naturell und bereitete mir viel Freude. Generell macht mir das Zusammensein mit ihnen oft mehr Spaß als mit sogenannten Normalen, weil sie nicht so berechnend sind. Der eine oder andere rastet auch mal aus, aber ansonsten macht es einfach Freude, weil diese Menschen viel ehrlicher und offener sind.

Unter günstigeren Bedingungen hätte ich meine Tätigkeit hier gerne weitergeführt. Was die Arbeit und meine Kollegen und Kolleginnen betrifft, muss ich sagen: Ich wäre liebend gern geblieben! Bis heute halte ich Kontakt zur Caritas-Werkstatt, nicht nur, weil mein Sohn hier arbeitet. Gibt es einen Tag der offenen Tür oder etwas anderes in der Art, bin ich mit Freude dabei – und von den Leuten gern gesehen.

Alles Negative zwischen der Werkstatt und mir ist Geschichte.

Vom Zivildienstleistenden zum Produktionsleiter

Marcel Teichmann

Dass ich jetzt hier arbeite, empfinde ich als großes Glück. Außerdem hat es eine Menge mit Fügung zu tun, also beginnen wir am Anfang: Ich habe zwei ältere Brüder und kam irgendwann in die Verlegenheit, mich entscheiden zu müssen, Zivildienst oder Wehrdienst zu leisten. Den Dienst an der Waffe schloss ich für mich von vornherein aus, denn wir waren daheim christlich erzogen worden. Mein Vater war zu DDR-Zeiten Totalverweigerer: Er war nicht bereit gewesen, zu den Bausoldaten zu gehen, und hatte für seine Überzeugung als politischer Häftling im Gefängnis gesessen.

Ich entschied mich für den Zivildienst. So verweigerte ich mich also zumindest dem Kriegsdienst, der damals tatsächlich noch so hieß – als würde man jederzeit in den Krieg ziehen.

Ich füllte den entsprechenden Antrag aus, der genehmigt wurde, und musste mir anschließend als anerkannter Kriegsdienstverweigerer eigenverantwortlich eine Zivildienststelle suchen. Da ich ein bisschen träge bin, schaute ich mich in Oranienburg um. Hier wohnte ich und hatte somit keinen langen Anfahrtsweg. Ich bewarb mich bei der Caritas, bekam eine Zusage von Caritas-Wohnen und sollte dort im Februar 1999 meinen Dienst antreten. Kurz bevor es dazu kam, wurde ich jedoch auf die Werkstatt aufmerksam – und obendrein aus deren Reihen angesprochen: »Komm doch zu uns!«, hieß es. »In der Werkstatt hast du keinen Schichtdienst, und nebenher trainierst du unsere Fußballmannschaft. Was meinst du?«

Das klang verlockend, zumal das Fußballspielen eine meiner großen Leidenschaften ist. Wir diskutierten auch im Familienkreis. »Du weißt, wie es mir erging«, ließ mich mein Vater wissen, »aber am Ende entscheidest du selbst, ob du das machen möchtest oder nicht. Ich werde dir keine Steine in den Weg legen.«

Im Februar 1999 fing ich also bei der Caritas an. Während meiner Zeit dort wurde der Zivildienst von 13 auf zwölf Monate verkürzt. Ich hätte also ohne jedweden Antrag nach einem Jahr gehen können, machte aber die 13 Monate voll. Ich begann im Förder- und

rechts Die Mannschaft der Caritas-Werkstatt (Fußball-Landesmeister 2018), mit Meistertrainer Hannes Falke (ganz links)

Beschäftigungsbereich bei Frau Beyer. Sie war quasi meine Gruppenleiterin. Meine Arbeitsstelle befand sich in der ehemaligen Motorradwerkstatt in der Berliner Straße 60 A im Neubaugebiet.

Neben meiner Arbeit, die mir großen Spaß machte, begleitete ich wöchentlich die Trainingseinheiten der Werkstattfußballmannschaft. Dieser Einsatz sorgte dafür, dass ich auch nach dem Ende meines Zivildienstes den Kontakt zur Werkstatt hielt. Ich ging zunächst zurück in meinen Ausbildungsbetrieb, der mich vor dem Zivildienst fest eingestellt hatte, arbeitete also wieder bei Volkswagen. Einmal die Woche machte ich früher Schluss, fuhr nach Oranienburg in die Halle und spielte mit den Jungs der Werkstattmannschaft Fußball. Somit blieben wir weiterhin in Kontakt.

Als sich 2007 in der Werkstatt eine Stelle auftat, bewarb ich mich sofort. Ich hatte vor Ort offenbar einen ganz guten Eindruck hinterlassen. Zum 1. August 2007 fing ich als Betreuer im Gruppendienst an. Mir unterstand noch keine eigene Gruppe, sondern ich unterstützte den Gruppenleiter bei seiner täglichen Arbeit mit den Beschäftigten. Die Arbeit erwies sich als sehr betreuungsintensiv und herausfordernd. Es ging um die Zerlegung von Lichtmaschinen und Startern. Auftraggeber war die Firma Friesen aus Oranienburg. Mein Arbeitsportfolio wuchs immer weiter.

Bald zerlegten wir die Bauteile nicht mehr nur in der Hauptwerkstatt, sondern gingen mit einigen Beschäftigten direkt in die Firma. Bei Friesen im Gewerbegebiet erledigten wir fortan Sortier-, Lager- und Vorkommissionierarbeiten. Ich betreute die Gruppe vor Ort. Irgendwann aber platzte unser Bereich in der Hauptwerkstatt aus allen Nähten. Auch deshalb suchten wir die räumliche Nähe zur Firma Friesen. Am Heidering bauten wir schließlich einen neuen Standort auf. Diesen zu errichten und mitzugestalten, war ein Stück weit meine Aufgabe. Ich erfüllte sie gemeinsam mit André Kerkow.

Als der Standort fertig war, wurde ich am Heidering Gruppenleiter in der Demontage. Dazu fungierte ich so ein bisschen als »Kopf« der anderen beiden Gruppenleiter, die ebenfalls die Zerlegungsarbeiten mitmachten. 2009 wurde ich vor Ort Arbeitsvorbereiter.

Zusammen mit Herrn Kerkow, dem Produktionsleiter am Heidering, kümmerte ich mich um die Auftragsakquise. Ich erledigte alles, was Lieferbedingungen, Preisvereinbarungen

Leerstand beendet

Nach acht Jahren zieht in den früheren Aldi-Markt wieder Leben ein / Caritas erweitert Werkstätten

Von Klaus D. Grote

Oranienburg (OGA) **Der frühere Aldi-Markt am Aderluch wird rot. Mit dem Einzug der Caritas-Werkstatt St. Johannesberg kommt frische, leuchtende Farbe. Ab März sollen die neuen Räume dann auch genutzt werden.**

Schon lange standen die Ladenlokale leer. Seit dieser Woche werkeln Handwerker im früheren Aldi-Markt und in zwei anderen Geschäften. Die freien 995 Quadratmeter nutzt künftig die Werkstatt für Bohrerrohlinge. Auch die Werbeagentur der Caritas, Faktor C, zieht an die neue Adresse. Außerdem entstehen eine Kantine und Sozialräume. Der Umzug ist für März geplant, sagt Christoph Lau, Leiter der Caritas-Werkstatt.

In den Hallen in der Berliner Straße gibt es damit mehr Platz. Die Werkstatt für Holzbau, in der unter anderem Beuten für Imker hergestellt werden, bekommt dann doppelt so viel Fläche wie bisher. Auch die Abteilung Gartenbau kann sich vergrößern. Für weitere Bereiche entsteht mehr Raum, der benötigt wird. Außerdem werden die Montagebereiche von den Maschinen räumlich getrennt. Das macht die Arbeitsplätze leiser.

Lau plant zudem, den Ausbildungsbereich umzubauen, um die Azubis besser qualifizieren zu können. Derzeit arbeiten 50 Auszubildende in der Caritas-Werkstatt. Insgesamt 420 Beschäftigte sollen künftig an beiden Caritas-Standorten arbeiten.

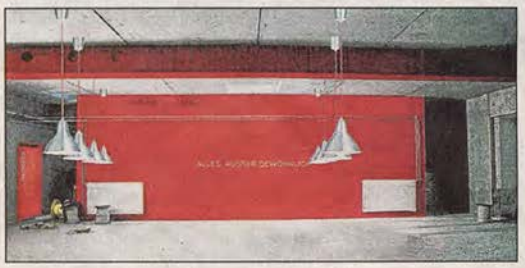
Die Produktion von Bohrrohlingen boomt und macht Erweiterung und Umzug erforderlich. 3,5 Millionen Rohlinge werden derzeit monatlich für die in Berlin ansässige Firma Gühring produziert. Der Auftraggeber braucht künftig vier Millionen Stück pro Monat. Diese Menge ist am jetzigen Standort nicht mehr zu schaffen. Am neuen Standort steht zudem eine Anlieferungsrampe zur Verfügung.

Die Zahl der Mitarbeiter in der Bohrervorfertigung soll von 24 auf 36 steigen. Der Umbau der seit acht Jahren leer stehenden Geschäftsräume, in dem sich neben Aldi früher Schlecker und ein Blumenladen befanden, erfolgt im Wesentlichen in Eigenregie. Werkstattmitarbeiter ziehen neue Wände und Türen ein, und montieren die Technik. Zum neuen Standort gehört auch eine eigene Kantine. Rund 400 000 Euro werden in den Umbau investiert.

Leuchtendes Rot prägt künftig die inneren und äußeren Bereiche der Werkstatt am Aderluch. Die Außenansicht gibt es bislang nur in der Simulation der Grafikdesigner. Der Ausbau der Kapazität kommt pünktlich zum Jubiläum. Die Caritas-Werkstatt St. Johannesberg wird 25 Jahre alt. Das soll Ende Mai gefeiert werden, kündigt Christoph Lau.

In Rot: Der Eingangsbereich zur Werkstatt der Caritas wird neu gestalltet. Früher erreichten an dieser Stelle die Kunden den Aldi-Markt am Aderluch. Die Ladenflächen standen seit mehr als acht Jahren leer.

Animationen (2): Caritas-Werkstatt St. Johannesberg



Blick hinein: So soll die Kantine der neuen Werkstatt aussehen.

oben Lokalpresse zur bevorstehenden Einweihung der Zweigwerkstatt am Aderluch (2016)

und Angebotserstellung des gesamten Standorts betraf. Die Personalverantwortung oblag Herrn Kerkow, das heißt: Urlaubsabstimmung, Jahresgespräche führen und dergleichen verantwortete er.

Auch der Heidering wurde schließlich zu klein, sodass wir etwa vor fünf Jahren befanden: Wir brauchen einen dritten Standort! Wir zogen ans Aderluch, quasi gegenüber der ehemaligen Staatsreserve gelegen. Seither bin ich dort Produktionsleiter. Ich baute den Standort mit auf, begleitete die Bauphase. Heute verantworte ich nicht mehr nur Preisgestaltung, Angebotserstellung und Auftragsakquise, sondern nun auch sämtliche Personalangelegenheiten.

Aber nochmal einen Schritt zurück: Als ich am 1. August 2007 in der Hauptwerkstatt eingestellt wurde, war meine Stelle so ausgerichtet, dass ich zu drei Vierteln als zusätzliche Betreuung im Gruppendienst tätig war. In der restlichen Zeit fungierte ich als Trainer unserer Fußballmannschaft. Wir waren durchaus erfolgreich. Aus der Landesklasse des Behindertensportbunds stiegen wir gleich im ersten Jahr in die Landesliga auf. Wie dereinst dem 1. FC Kaiserslautern unter Otto Rehhagel gelang uns der Durchmarsch. Im ersten Jahr in der neuen Liga wurden wir Meister – ungeschlagen, mit einem

links Die Zweigwerkstatt am Aderluch 54

fantastischen Torverhältnis. Ich glaube, wir hatten am Ende 98:7 Tore. Im Jahr darauf wurden wir erneut Meister, und ich geriet offenbar in den Fokus des Behindertensports.

Drei Jahre lang trainierte und begleitete ich nebenher die Brandenburger Landesauswahl des Behindertensportbundes. Einmal im Jahr trafen wir uns mit den Mannschaften der anderen Bundesländer in Duisburg zur Landesmeisterschaft aller deutschen Werkstätten. Im Vorfeld gab es verschiedene Trainingseinheiten und übers Jahr Leistungsvergleiche mit anderen Bundesländern. Einmal im Jahr fuhren wir für eine knappe Woche in die Duisburger Sportschule, um auf Großfeld den Deutschen Meister zu ermitteln. Wir wurden Fünfter oder Sechster, es war eine tolle Erfahrung – für die Jungs und für mich.

Ich spiele seit vielen Jahren selbst Fußball. Als wir in der Sportschule Duisburg-Wedau ankamen, war auch ich mächtig beeindruckt. Die haben dort fünfzehn, sechzehn Fußballplätze. Alle werden täglich gemäht, da lugt kein Kleeblatt zwischen den Halmen hervor, ein perfekter Fußballrasen.

Als ich mit den Jungs zum ersten Mal vor Ort war, liefen die zunächst immer nur an der Linie entlang. »Nun geht bitte endlich auf den Rasen!«, forderte ich sie auf.

»Nein, da machen wir den ja kaputt!«, gaben sie zurück.

»Dafür ist er da, geht bitte rauf!« Am liebsten hätten sie den Platz nur mit Socken betreten, bloß nicht mit Fußballschuhen, so beeindruckend sah es dort aus.

In der Landesauswahl hatte ich drei oder vier Spieler aus meiner Werkstattmannschaft. Mehrmals im Jahr holte der Nationaltrainer des Behindertensportbundes seine Mannschaft zusammen. Auch aus unseren Reihen kamen zwei Nationalspieler. Als sie aus dem Trainingslager zurückkamen, hatten sie eine Menge zu erzählen. Schaute dann zur nächsten Landesmeisterschaft in Duisburg der Bundestrainer vorbei, waren auch alle anderen völlig aufgeregt und fieberten: Vielleicht werde ich heute gesichtet, mal gucken!

Als ich Produktionsleiter wurde, bekam ich Arbeit, Familie und Fußball bald nicht mehr unter einen Hut. Waren wir in der Landesklasse unterwegs oder traf ich mich mit der Landesmannschaft des Behindertensportbundes, war immer ein ganzer Samstag weg.

Einmal im Monat ging es zu Turnieren nach Cottbus, Frankfurt/Oder, Senftenberg – überall in Brandenburg. Das war eine tolle Zeit und eine tolle Truppe, es machte großen Spaß. Dennoch ging es irgendwann einfach nicht mehr.

Als Erstes legte ich mein Traineramt für die Landesauswahl nieder. Mittlerweile weiß ich unsere Werkstattmannschaft in guten Händen. Sie spielt noch immer in der Landesliga und ist dort weiterhin sehr erfolgreich. Seit drei, vier Jahren wird sie von Hannes Falke trainiert – einem ehemaligen Beschäftigten unserer Werkstatt, der den Fußball tief im Herzen trägt. Jetzt, im Ruhestand, arbeitet er als Trainer ehrenamtlich weiter. Fußballerisch ist Hannes wirklich ein echter Vertreter der alten Schule. Manchmal staune ich, dass bei ihm keine Medizinbälle auf dem Fußballplatz liegen. Begrüßt wird sich natürlich mit dem guten, alten »Sport frei!«

Bietet sich Gelegenheit, helfe ich auch mal als Trainer aus, wenn Hannes nicht kann. Ich glaube, bei der Mannschaft bin ich immer noch ganz gern gesehen.

2007 fing ich in der Werkstatt an, und die Begeisterung von einst ging mir bis heute nicht verloren. Am Ende ist das Ganze immer eine Mischkalkulation. Es gibt Tage, an denen weiß ich: Heute ist ein Tag zum Wegwerfen. Aber dafür gibt es dann immer mindestens neun andere, an denen ich sage: Zum Glück arbeite ich hier und nirgendwo anders!

Die Arbeit mit den Beschäftigten macht mir großen Spaß, zu neunzig Prozent auch jene mit den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen. Ich habe einen kurzen Arbeitsweg, sodass ich oft lieber mit dem Fahrrad fahre, um ein Stück Abstand zum Arbeitsplatz zu haben. Mit dem Auto brauche ich acht, mit dem Rad dreißig Minuten, und das bei frischer Luft. Wie viele Leute müssen nach Berlin pendeln und sind Stunden unterwegs, das habe ich alles nicht.

Immer wieder merke ich, dass das hier keine gewöhnliche Arbeit ist. Eine Trennung zwischen privat und Arbeit fällt schwer. Damals bei VW konnte ich das. Hier bei der Caritas bezieht die Arbeit immer auch einen Großteil des Privatlebens mit ein, was ich jedoch nie als Belastung empfunden habe.

Natürlich tausche ich mich mit meinem Vater aus. Ich glaube, es war eine sehr komplizierte Zeit, als er in der Werkstatt anfing. Die Leute, die in den Anfangsjahren gemeinsam hier alles aufgebaut haben, waren eine eingeschworene Truppe. Viele kannten sich seit ihrer Jugend aus der Katholischen Kirchengemeinde, etliche wohnten zusammen auf dem Campus, der eine war mit dem, der andere mit jener verwandt, jeder kannte jeden. Zumindest in dieser Phase war es wohl für Menschen, die von außen neu in die Werkstatt reinkamen, ein hartes Brot, sich zu etablieren. Alle, die von außen dazustießen, hatten es schwer. Herr Hoppe blieb nicht lange, genau wie mein Vater oder Frau Sauer. Das legte sich erst, als die Werkstatt so sehr gewachsen war, dass viele alte etablierte Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen merkten: Das kriegen wir allein nicht mehr gestemmt, wir brauchen Unterstützung von draußen. Mittlerweile hat sich das Ganze wirklich gelockert.

Mein Vater und ich haben viele Themen, aber natürlich drehen sich unsere Gespräche auch um die Werkstatt. Und die Einbindung meiner Familie in selbige betrifft mittlerweile sämtliche Generationen. Beim Tag der offenen Tür, zum Johannesfest oder zu anderen Veranstaltungen der Werkstatt sind meine Kinder und meine Frau nahezu immer dabei. Ich würde behaupten, dass das für meine Familie keine Belastung ist, sondern ein Stück weit zu unserem Leben dazugehört.

Manchmal treffe ich mich privat mit einigen Leuten aus der Werkstatt und meinen Söhnen zum Fußballspielen in der Halle. Ich finde es toll, wenn ein Teil Werkstattleute und dazu meine Kinder gegen die Zehdenicker Werkstatt spielen. Da denke ich gar nicht darüber nach, ob das nun mehr dienstlich oder eher privat ist. Deshalb hat es mich auch nie gestört, dass es diese klare Trennung zwischen privat und Beruf bei mir nicht gibt. Ich bleibe dabei: Das hier ist mehr als nur ein Arbeitsplatz, die Werkstatt gehört bis heute einfach zu meinem Leben dazu.

Und bringe ich eines Tages meine Tochter mit – sie wird demnächst drei – dann weiß ich, dass ich sie völlig bedenkenlos in der Werkstatt rumlaufen lassen kann. Weil ich mich darauf verlassen kann, dass sie von allen irgendwie an die Hand genommen oder begleitet wird, auch ohne dass ich immer in der Nähe bin. Genauso erging es mir zuvor mit meinen Söhnen. Ich bin gespannt, wie es hiermit in der nächsten Teichmann-Generation weitergeht

Die Leute schenken mir ihr Lächeln

Ole Teichmann

Meine persönliche Geschichte mit der Werkstatt beginnt nicht erst vor ein paar Monaten, als sie offiziell ihren Anfang nahm. Am 1. August 2020 begann ich im Rahmen des Bundesfreiwilligendienstes meine Tätigkeit bei der Caritas. Zuvor war ich insgesamt fünfmal für die Werkstatt bei verschiedenen großen Firmenläufen gestartet, an denen Hunderte Firmen jedes Jahr teilnehmen. Weil ich noch die Schule besuchte, wurde daheim schon mal gesagt: »Du gehst morgen ein bisschen später zum Unterricht, weil du erst so spät zurückkommst vom Firmenlauf.«

Als ich das erste Mal mitmachte, war ich eigentlich noch zu jung für eine Teilnahme. Der Lauf fand auf dem Tempelhofer Flughafenfeld statt, unsere Leute schoben mich quasi an den Ordnern und Ordnerinnen vorbei dort rein. Ich machte mit der Rückennummer der Caritas mit, klatschte am Ende mit dem Nächsten ab, gehörte ganz selbstverständlich zum Team. Auch bei Fußballturnieren war ich schon mit dabei oder schoss beim Training

Fotos. Auf dem Weihnachtsbasar fotografierte ich unsere Leute und unseren Stand, und alle zeigten sich recht zufrieden.

Seit April letzten Jahres arbeite ich nun im Rahmen des Bundesfreiwilligendienstes in der Holzwerkstatt. Mein Vater erzählte mir, dass das Ganze von der gleichen Behörde aus Köln geleitet und organisiert wird wie damals der Zivildienst. Jugendliche, die sich dafür interessieren, suchen sich eine entsprechende Stelle, zum Beispiel im sozialen Bereich.

Ursprünglich war geplant, dass ich mich woanders nach einer Dienststelle umschaue, aber dann entstand die Idee, dass ich das doch hier in der Caritas machen könnte. Am Ende entschied ich mich für die Caritas. Meine langjährige Verbindung zur Werkstatt war der ausschlaggebende Punkt für meine Entscheidung. Zudem sind die Arbeitszeiten sehr angenehm, und es gibt jeden Tag eine warme Mahlzeit.

Kontakt und Umgang mit gehandicapten Menschen waren für mich schon immer etwas ganz Normales. Das hatte ich durch meinen Vater einfach so mit aufgesogen. Ich komme sehr gerne hierher. Die Beschäftigten schenken mir ihr Lächeln, sind immer gut drauf und erzählen, was sie so gemacht haben am Wochenende. Wenn ich mal krank war oder Urlaub hatte, lassen sie mich wissen: »Ich freue mich, dass du wieder da bist!« Es macht mir sehr viel Spaß hier.

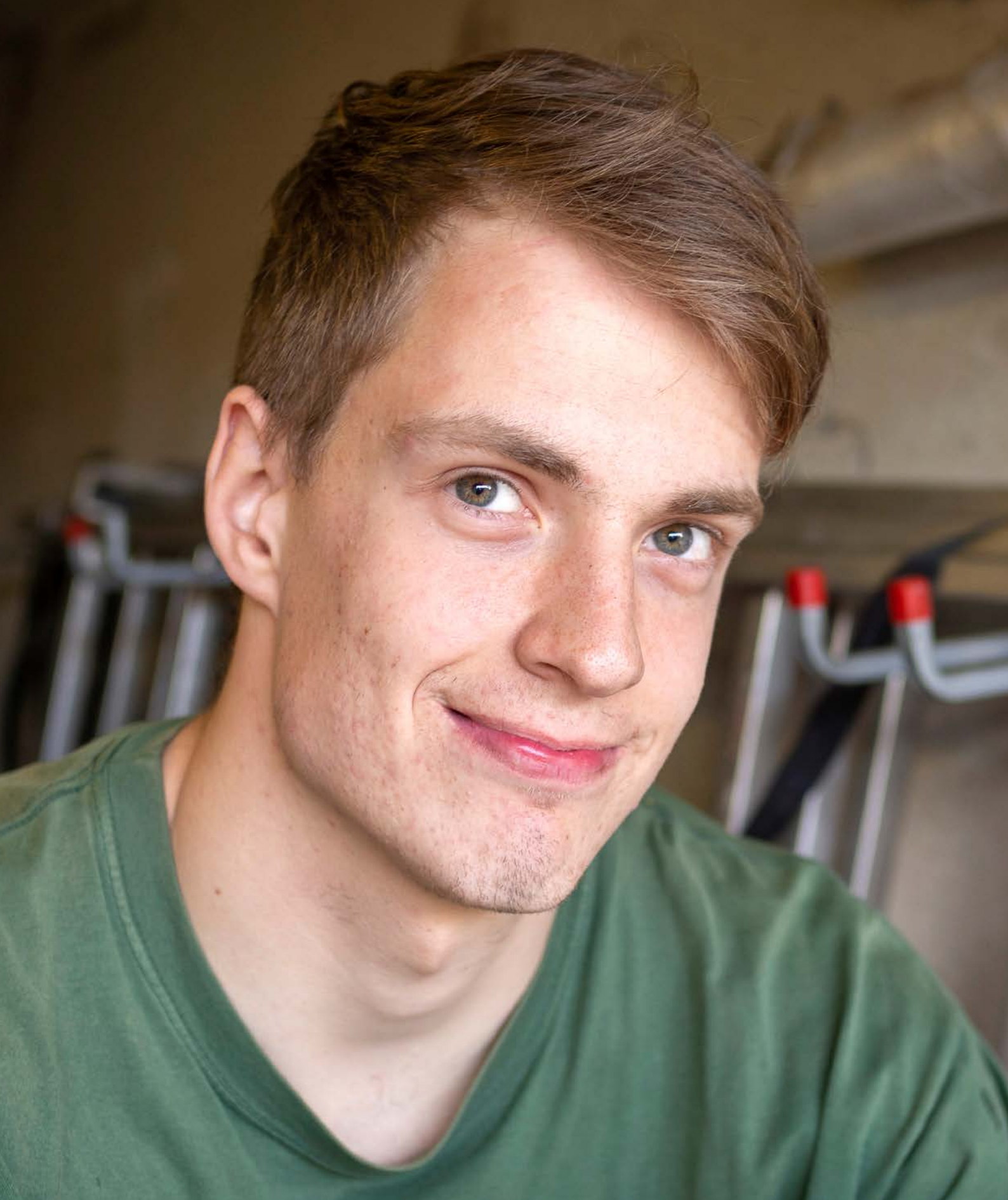
Jeden Morgen komme ich mit dem Fahrrad und gehe erst mal zu den beiden Gruppenleitern Thomas Drescher und Roland Schmidt. Nach und nach trudeln die anderen ein. Je nachdem, was gerade ansteht, kommen die unterschiedlichen Aufträge rein. Derzeit bauen wir zum Beispiel Vogelhäuser für die Firma Pflanzen-Kölle, dazu einige andere Dinge. Im Moment räumen wir die Maschinen und Möbel um, denn durch eine eingezogene Trennwand ist ein neuer Raum entstanden. Jetzt kommen die ganzen Maschinen, die zuvor bei uns standen, nach drüben in den anderen Bereich, also ist gerade eine Menge los. Generell gleicht hier kein Arbeitstag dem anderen. Ich kann nie voraussagen: Das und das mache ich. Es gibt feste Pausenzeiten, ansonsten ist immer wieder alles neu.

Ich unterstütze die Gruppenleiter. Das heißt, ich erkläre den Beschäftigten beispielsweise, wie sie ein Vogelhaus zu bauen haben, damit sie das Dach richtig herum draufsetzen und dergleichen mehr. Als FSJler begleite ich die Beschäftigten in ihrem

Alltag und unterstütze sie bei der Erfüllung ihrer Aufgaben. Zudem habe ich bereits in fast allen Bereichen gearbeitet. In der Küche habe ich gemeinsam mit den Köchen und den Beschäftigten das Essen zubereitet und es anschließend ausgegeben. Im Holzbereich stand ich unter anderem an der »Ruwi«: eine Maschine, mit der man die Enden und Kanten von Holzstücken abrundet. In der Pause spielte ich mit den Beschäftigten manchmal Fußball, zur Auflockerung nach einer langen oder eintönigen Arbeitsphase.

Grundsätzlich kann ich mir gut vorstellen, zukünftig in der Werkstatt zu arbeiten. Schwer zu sagen, wo ich am liebsten anfangen würde, da mir alle Bereiche sehr viel Freude bereiteten. Ich könnte mir auch vorstellen, dass ich es mal in einem für mich neuen Bereich ausprobiere, zum Beispiel in der Garten- und Landschaftspflege.

St. Johannesberg
ALLES, AUSSER GEWÖHNLICH.
caritas



Zwischenruf

Mathias Wagner

Jetzt bin ich hier, und die Arbeit gefällt mir gut. Was ich in der Werkstatt aber auch gut finde: Dass es hier die Chance auf eine Entwicklung für die Zukunft gibt. Ich möchte nämlich irgendwann auf einen Außenarbeitsplatz wechseln und vielleicht von dort aus doch noch auf den Ersten Arbeitsmarkt. Das ist meine Vorstellung für die Zukunft, und hier bekomme ich dabei Unterstützung!

Würde ich nicht in der Werkstatt arbeiten, würden mir auf jeden Fall ein paar meiner Kollegen und Kolleginnen fehlen – und natürlich die körperliche Betätigung. Ich brauche immer etwas zu tun! Die Arbeit ist hier das Wichtigste für mich, allerdings nicht das Einzige. Außerdem bin ich Mitglied in unserer Fußballmannschaft, das ist auch sehr wichtig und macht mir Spaß. Dadurch ist zwar manches Wochenende verplant, aber das gehört nun mal dazu.